

Erst beim Schreiben dieser Texte schien die Distanz auf, mit der ich mich von einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft abgeschottet hatte. Ich erkannte antrainierte Rückzugsstrategien, die mich vor Verletzung und Ausschlussmechanismen hatten schützen sollen. Die Verdrängung persönlicher Erfahrungen, Wahrnehmungen, Perspektiven. Doch wie sollte ich als handelnder Teil dieser Gesellschaft verstanden und wahrgenommen werden, wenn ich entscheidende Teile meines Selbst verbarg?

«Wenn die eigene Herkunft schamvoll und erdenschwer auf einem lastet, ist es viel schwieriger, politisch mündig zu werden oder sich politisch zu organisieren», schreibt Daniela Dröscher.² Als ich ihre Zeilen in einem Kolumnenbeitrag las, war ich erleichtert. Ich war offenbar nicht allein: Andere verbargen auch vieles von sich und vor der Welt. Vielleicht sogar diejenigen, die in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft geschmeidig untertauchen konnten.

Doch wie sich auf nachbarschaftlichen Streifzügen herausstellte, beflügelte diese Gemeinsamkeit die Begegnung kaum. Sobald ich vor die Haustür trat, sah ich es deutlich: Die Superdiversität schien auf wackeligen Beinen zu stehen.

In Berlin-Pankow, wo ich in einem gemeinschaftlichen Bauprojekt lebe, hat sich an einigen Stellen ein behütetes Vorstadtleben neu etabliert; «Bodentiefe Fenster» und alles, was die Schriftstellerin Anke Stelling so eindrücklich beschreibt. Doch das Bild dieses beschaulichen Alltags zerbröselte bereits vor dem Supermarkt um die Ecke. Seit Jahren sitzen dort bedürftige Menschen zwischen Einkaufswagen und Laufkundschaft und hoffen auf ein bisschen Kleingeld. Und um die meisten von ihnen machen die Einkäufer:innen einen Bogen. Allein ihre Anwesenheit scheint unsichtbare Grenzen heraufzubeschwören.

Auch an der S-Bahnbrücke, die in den *wilden Westen* führt, sind die Berührungspunkte allgegenwärtig. An der Grenze zum Wedding prallt die neue Pankower Bürgerlichkeit auf eine Welt, in der nicht nur *fremde* Armut, sondern auch *fremde* Kulturen, *fremde* Sprachen und die Fremdheit fehlender Möglichkeiten existieren. Innerhalb von wenigen Metern ändert sich die Straßenansicht: Andere Menschen,

Geschäfte und ein anderes Tempo lassen zwei Bezirke aneinander abprallen. Und viel zu leicht lässt sich dabei übersehen, dass das Bedürfnis nach Zugehörigkeit auf beiden Seiten gleich groß ist. Im Bioladen, in der Dönerbude, in der Eckkneipe – irgendwo will jede:r Stammgast sein.

Immer mehr Bücher erscheinen, die von der Verbundenheit diverser Gesellschaften erzählen. Sie halten mich dazu an, von flexibleren Zugehörigkeiten zu träumen. Ob Didier Eribons Erinnerungen an seine Kindheit in Reims oder Iris Sayrams Hommage an ihre Mutter: Verschiedenste Erzählungen wecken die Hoffnung, dass die Sichtbarmachung diverser Erfahrungen zur Durchlässigkeit ermutigt.

«Wenn wir ihn [den Fremden] in uns erkennen, verhindern wir, dass wir ihn selbst verabscheuen», schreibt Julia Kristeva. Doch bei aller poststrukturalistischen Sehnsucht hinkt die Realität der Fluidität hinterher. Nicht immer deckt sich die literarische Sehnsucht mit dem Leben jenseits des Schreibtischs. Wo also beginnt für mich die Fremde? Unter welchen Bedingungen lässt sich Unbekanntes in Verbundenheit übersetzen? Mit diesen Fragen bin ich gedanklich aufgebrochen.

Ich bin zum Haus meiner Urgroßeltern gefahren, um dem fremden Großbürgertum zu begegnen. Ich habe mit meiner Mutter über Kolonialgeschichte(n) diskutiert und bin über eigene Fremdenbilder gestolpert. Ich habe zwischen Pankow und Wedding über Grenzen nachgedacht und Menschen an Arbeitsplätze begleitet, an denen ich mich spektakulär fehl am Platz fühlte. Ich habe Nachbar:innen kennengelernt, nur um erschüttert festzustellen, dass ich mich ähnlich abgeschottet hatte wie das Volksdorfer Alarmanlagen-Milieu. Die Nachbarin aus Sri Lanka, die ein paar Häuser weiter wohnt, habe ich erst wahrgenommen, als ihre Tochter bei uns auf die Schule kam. Den Pankower Schriftsteller, der in «meinem» Viertel aufgewachsen war, erst, als ich ihn für dieses Buch interviewte. Und ganz langsam habe ich mich an eine persönliche Verortung der Fremde herangetastet, die jenseits bekannter Sehnsuchtsorte lag.

Meine Urgroßmutter reiste zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach Lille, um unter dem Vorwand der Hauswirtschaftslehre bei einer be-

tuchten französischen Familie das Anderswo zu erkunden. Mein Großvater setzte sich zwanzig Jahre später im ländlichen Westfalen in den Kopf, zur See zu fahren, und wurde Kapitän. Meine Mutter kokettierte mit der Seefahrt und scheiterte an Geschlechterkonventionen. Sie wurde Krankenschwester und steuerte 1970 in die Beziehung mit meinem Vater. Die Disko, in der er damals arbeitete und in der sie ihn kennenlernte, lag auf ihrem Weg vom Strand zum Hotel. Seine Familie hatte ihn an die Hotelfachschule nach Andalusien geschickt, wo er feststeckte, weil Äquatorialguinea kein sicherer Ort mehr war. Aus gänzlich unterschiedlichen Gründen waren sie an der Costa del Sol gelandet und nutzten die Freiheit, die sich ihnen dort bot, um ihre Beziehung unbeschwert zu leben.

In andalusischen Hinterhof-Restaurants, Bars und Clubs grüßte man meine Mutter und mich früher überschwänglich und beim Vornamen. Mit Beginn der Sommerferien kamen wir zuverlässig wieder. Juli und August verbrachten wir in Urlaubslaune bei meinem Vater. Den Rest des Jahres lebten wir in bürgerlicher Aufgeräumtheit bei meinen Großeltern in Hamburg. Mein schwereloses Mittelmeerleben und die bodenständige deutsche Vorstadt: Immer wieder krachten sie mit Karacho ineinander. Weil sie das Fremde aneinander witterten und kaum aushielten.

Jedes Jahr nahm mein spanisches Leben mich mit seinen unverkennbaren Gerüchen in Empfang – einem Hauch von Orangen, Churros und starken Putzmitteln, der in der Luft hing. Es war der Geruch meiner temporären Heimat – frittierte Tapas, Chlorlauge, eine Mischung aus Bougainville und strengem Männerparfüm. Ich erinnere mich vor allem an den Duft von alten Holzbänken, Bierfässern und Tabak im «Galloping Major». Meist kehrten wir sofort dort ein. Wir kehrten ein und kehrten zurück. Manolo, der Wirt, gab Longdrinks aus, mein Vater Schnäpse. Es wurde getrunken, bis ich zusammengerollt auf einer Bank neben dem Spielautomaten einschlief. Und wenn ich am nächsten Morgen aufwachte, wusste ich, dass ich auch hier zu Hause war.

Den Weg vom Apartment zum Strand fand ich mit geschlossenen Augen. Ich schwebte durch Wochen, in denen sich niemand darüber wunderte, dass der beste Freund meines Vaters Männer küsste oder

die Nachbar:innen kurzentschlossen nach Las Vegas umzogen. Durch Wochen, in denen die Ferienliebe meiner Eltern Normalität war.

Als Manolos Herz noch zuverlässig und im Takt schlug, fanden die Abende in seiner Bar kein Ende. Mittlerweile steht sein Sohn hinterm Tresen, und gegen 22 Uhr ist oft Schluss. Viele der alten Freund:innen leben nicht mehr. Eine ungewohnte Ruhe beherrscht heute die Treffen mit meinem Vater.

Bei meinem letzten Besuch saßen wir fast alleine in einer Bar am Strand. Es war früher Nachmittag, die Sonne spiegelte sich in den Fenstern eines runtergekommenen Hotels, das Meer wippte auf und ab, und am Horizont lag ein Kriegsschiff. Ich fixierte das graue Ungetüm, dachte an die Abwehrhaltung gegenüber vermeintlichen «Eindringlingen», die seit 2015 angeblich immer unkontrollierbarer vor «unseren» Mittelmeerküsten aufliefen. War auch mein Vater gemeint? War er wirklich einst ungebeten nach Europa gekommen? Hatte das *Mutterland* ihm die fremde Kultur nicht viel eher aufgedrängt?

Meine Mutter und er waren sich zu einer Zeit begegnet, in der die Meeresspiegel noch relativ unbemerkt stiegen und Surfer:innen noch keinen geflüchteten Menschen aus dem Wasser halfen. Es gab weder Frontex noch Sea-Watch, dafür reichlich Sonnenschirme und Tinto de Verano. Doch selbst in der Urlaubsunbeschwertheit der 1970er Jahre bewegten sich meine Eltern unter absolut unterschiedlichen Vorzeichen durchs Leben. Der eine schien stets *fremder* als die andere. Wer weiß, ob sie sich abseits der Costa del Sol kennengelernt hätten, ob sie bis heute befreundet wären. Vielleicht hätten unterschiedliche Nationalitäten, Biografien, Hautfarben sie an einem anderen Ort voneinander ferngehalten.

Die Schriftstellerin Zadie Smith spielte 2016 in ihrer Dankesrede zum «Welt»-Literaturpreis mit der Überlegung, wie weit sie kommen würde, wenn sie durch die Zeit reiste, und befand: nicht weit. Denn wie hätte das Leben für eine Schwarze Frau im Mittelalter, im kolonialen Afrika oder während der Jim-Crow-Ära in den USA ausgesehen? Bis heute schreiben sich die Erfahrungen, die Schwarze Menschen über Jahrhunderte gemacht haben, fort. Selbst für diejenigen,

die bestimmte Privilegien genießen. Zadie Smith etwa verfügt, wie ich, über einen Pass, mit dem sie wahrscheinlich in jedes Land der Welt einreisen könnte. Sie verfügt über Netzwerke, hat Literaturpreise gewonnen und in Cambridge studiert. Doch selbst das beste Rüstzeug schützt nicht zuverlässig vor Exklusion und Diskriminierung.

Knapp zehn Jahre bevor Smith ihre Dankesrede hielt, hatte ich es wieder mal selbst erlebt. Zusammen mit ein paar Kolleg:innen war ich in den Nullerjahren nach Johannesburg geflogen und lief durch die Empfangshalle des O. R. Tambo-Flughafens. Der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier hatte eine Reise durch die Stadt geplant und kurzfristig abgesagt. Nun waren wir auf uns gestellt – bei Botschaftsempfängen und Plaudereien über «Afrikas Aufstieg». Ich war die Erste, die das Schild mit unseren Namen entdeckte. Entschlossen ging ich auf die Frau zu, die es in der Hand hielt – eine Mitarbeiterin unseres Gastgebers. Ich lächelte sie an, streckte ihr meine Hand entgegen. Doch sie sah stur an mir vorbei. Ich hielt die Hand direkt unter ihre Nase, sie ignorierte mich weiter. Mein Name stand zwischen all den anderen auf ihrem Schild, ich sprach ihn überdeutlich aus. Wellershaus. Irgendwann dämmerte es ihr. Sie schlug ein, noch immer irritiert. Dann entschuldigte sie sich: «Mit Schwarzen Deutschen habe ich nicht gerechnet.»

Es war eine jener Reisen, die mich als Journalistin veränderten. Die Geschichten vieler Johannesburg:innen blieben mir im Gedächtnis. Und meine Texte wurden bestimmter. Ich entwickelte eine deutlichere Haltung, begann, Menschen zu porträtieren, denen man in unterschiedlichsten Kontexten die Zugehörigkeit absprach. Ich hinterfragte die Negativkonnotationen, die wie Pech am Begriff des Fremden zu kleben schienen. Und auch in Deutschland machte ich mich endlich auf die Suche nach den blinden Flecken, über die Autor:innen wie May Ayim, Fatima El-Tayeb oder Natasha A. Kelley geschrieben hatten.

Als ich vor einigen Jahren auf die Thesen des US-amerikanischen Literaturwissenschaftlers Michael Rothberg stieß, sprachen auch sie